Soni Foto

Sprachen, die wir teilen

Übersetzung des französischen Originaltitels „Langues communes“

Vorwort

“Sprachen, die wir teilen" ist eine Sammlung kurzer Texte über Sprache, Schweigen, Identität und was es bedeutet, dazuzugehören.
Diese von einem mehrsprachigen Autor auf Englisch verfassten Geschichten sind Fragmente gelebter Erfahrung – Momente, die unbedeutend schienen, aber blieben, weil sie etwas Tieferes offenbarten.

Manche sind leise. Manche stechen.
Sie sprechen von Kindheit, Arbeit, Missverständnissen, Ausgrenzung – und der unsichtbaren Last der Übersetzung, sei es zwischen Sprachen oder zwischen Welten.

Ursprünglich auf Französisch geschrieben (*Langues communes*), diese Version auf Deutsch trägt dieselbe Stimme über Grenzen hinweg.
Nicht alles wird erklärt. Nicht alles muss erklärt werden.

Diese Seiten sind für jeden, der zwischen zwei Sprachen, zwei Orten, zwei Wahrheiten stand und für diejenigen, die sich unsichtbar fühlten, obwohl sie deutlich sprachen.

I - Zu früh dorthin gebracht worden

- Doktor, aber nicht dieser
- Nicht die Sprache hat mich erschöpft. Die Lücke schon.
- Ein guter Aufsatz – Klarheit, die wehtut
- Ein Prozent weniger

Doktor, aber nicht dieser

Ich war zehn oder elf.
Meine Mutter sagte:
– Du gehst mit dem und dem zum Arzt.
Ich habe keine Fragen gestellt.
„Doktor“ war für mich einfach: Halsschmerzen, Fieber, Mund aufmachen, „Aaah“ sagen und dann mit einem Rezept nach Hause gehen.

Die Dame trug ein Kleid.
Wir gingen zusammen und redeten nicht viel.
Sie sprach kein Französisch.
Das habe ich. Genug, um als Dolmetscher gebeten zu werden.

Aber es war nicht diese Art von Arzt.
Kein Thermometer. Kein Sirup.
Ein weißer Raum, ein diskreter Schreibtisch, eine seltsam ruhige Atmosphäre.
Und vor allem: ein Mann im Laborkittel hinter einem Schreibtisch.

Ich wusste nicht, dass er Gynäkologe war.
Ich wusste nicht einmal, dass es diesen Job gibt.

In meiner kindlichen Vorstellung zog sich eine Frau nur vor ihren Eltern aus, wenn sie klein war, oder vor ihrem Ehemann, wenn sie verheiratet war.
Aber sie legte sich hin. Sie spreizte die Beine. Und ich sah zu.

Ich musste übersetzen.
Ich musste zuhören, wiederholen, erklären.
Wörter, die ich nicht immer verstand.
Gesten, die ich nicht benennen konnte.

Der Arzt sagte kein Wort zu mir. Er schlug mir nicht vor, zu gehen.
Das hätte er gekonnt.
Aber er tat es nicht.
Er brauchte jemanden zum Übersetzen.

Und vielleicht wusste er, dass er im Falle eines Missverständnisses sagen konnte: Es gab einen Dolmetscher.

Ich war nicht als Zeuge anwesend.
Ich war nicht freiwillig dort.
Ich war dort, weil sie mich dorthin gebracht haben –
Ohne zu fragen, ob ich bereit war,
oder ob ich überhaupt das Recht dazu hätte.

An diesem Tag habe ich zwei Dinge gelernt:
Dass manche Rollen für ein Kind zu schwer sind.
Und dass der Trost einiger manchmal auf dem Schweigen anderer beruht.

***

Nicht die Sprache hat mich erschöpft. Die Lücke schon.

> *« Le langage, avant de signifier quelque chose, signifie pour quelqu'un. »*
> *— Jacques Lacan*

Ich war vereidigter Dolmetscher. Nicht in Vollzeit und nicht als Hauptberuf.

Ich habe es getan, um zu helfen – ich habe einfach weitergemacht, was ich schon immer getan hatte: meine Stimme zu erheben, wenn es nötig war.

Ich habe an Zivil- und Strafsachen gearbeitet, manchmal auch vor Verwaltungsgerichten.

Eine Nebentätigkeit, aber keine triviale.

Ich habe meine Arbeit mit Sorgfalt, Loyalität und Präzision erledigt.
Ich war wie viele andere davon überzeugt, dass eine verständlichere Sprache auch zu einer gerechteren Justiz beiträgt.

Doch allmählich machte sich Unbehagen breit. Nicht wegen der Worte selbst.
Es war etwas anderes: das Ungleichgewicht der Stimmen.

Bei jeder Anhörung sah ich die Kluft zwischen denen, die die Sprache des Gesetzes sprachen – flüssig, verschlüsselt, gut geölt –
und diejenigen, die nicht einmal in ihrer eigenen Sprache verstehen konnten, was zu ihnen gesagt wurde.
Die Menschen waren verloren, manchmal wie erstarrt und sagten zu allem Ja, weil sie nicht wussten, wo sie gelandet waren.

Ich stand zwischen den beiden.
Meine Stimme sollte das Gleichgewicht wiederherstellen.

Aber ich übersetzte Sätze, von denen ich wusste, dass sie unverständlich waren.
Ich habe Leuten Worte geliehen, die nicht einmal die Mittel hatten, zu antworten.
Ich war keine Brücke mehr. Ich war ein Filter in einem geschlossenen System.

Eines Tages, ohne Skandal, ohne Drama, beschloss ich aufzuhören.
Nicht, weil ich nicht mehr helfen wollte.
Sondern weil ich nicht länger an einem manipulierten Dialog teilnehmen wollte.
Ein Dialog, bei dem nur die Eingeweihten das Recht hatten, gehört zu werden.

Manche werden sagen, ich sei weggelaufen. Dass ich diejenigen im Stich gelassen habe, die diese Stimme brauchten.
Ich glaube nicht. Ich habe weiterhin kostenlos woanders übersetzt, wo ich es für richtig hielt.
Wo die Sprache noch floss.

In den Gerichtssälen blieb das Setting bestehen: die Roben, die präzisen Worte.
Doch die Sprache, die echte Sprache, floss nicht mehr.
Es beschränkte sich.

Und ich war nicht da, um irgendjemanden weiter einzuschränken.

***

Ein guter Aufsatz – Klarheit, die wehtut

Es war ein Essay. Ein handschriftlicher Kommentar am Rand. Zwei Punkte Abzug. Nicht für einen Fehler, sondern für einen Standpunkt.

Ich war damals im Gymnasium, im Französischunterricht**.** Wir mussten einen Aufsatz abgeben. Ich erinnere mich nicht mehr an das genaue Thema, aber ich wusste, was ich tun wollte: über Krieg sprechen – im wahrsten Sinne des Wortes. Streit, Konflikte, Chaos… Dieses Wort verwenden wir zu leichtfertig, um Dinge zu beschreiben, die viel kleiner sind als Krieg – und manchmal, um uns nicht der Ernsthaftigkeit des Krieges stellen zu müssen.

In meinem Aufsatz hatte ich diesen Satz geschrieben:
„Wenn Menschen Krieg wollen, finden sie immer einen guten Grund, ihn zu rechtfertigen."
Es war beiläufig, eine Beobachtung, die jemand in meinem Alter machen würde. Nicht provokant. Nur ein bisschen pure Klarheit.

Als der Lehrer es zurückgab, waren dort zwei Punkte. Die erste, 15 von 20, war durchgestrichen. Darunter, 13 von 20, mit einem handschriftlichen Kommentar.
Sie sagte zu mir:*„Die Amerikaner haben sich für Vietnam entschuldigt, wissen Sie."*

Ich hatte keinen bestimmten Krieg erwähnt.
Aber sie hat Vietnam erwähnt.
Als ob mein Urteil direkt auf diesen Krieg abgezielt hätte.
Als ob die Verwendung des Wortes „Krieg" irgendeine historische, politische oder ideologische Bestätigung erfordern würde.

Woran ich mich am meisten erinnere, ist nicht Wut, sondern Unbehagen. Ich habe nicht gestritten. Ich war jung.
Und selbst dann verstand ich etwas Wichtiges: Klarheit wird nicht immer belohnt.
Es reicht nicht aus, die Wahrheit zu schreiben.
Es muss auch in die richtigen Kartons passen.

Diese Erinnerung kam mir später immer wieder in anderen Situationen in den Sinn.
Bei der Arbeit. In Meetings. In Projekten. In Interviews.

Die Dinge zu deutlich, zu einfach und zu schnell sagen –
bedeutet, das Risiko einzugehen, aus dem Rahmen zu treten.
Das Risiko einer Ablehnung besteht.
Sie laufen Gefahr, als Problem angesehen zu werden.

Es hat einige Zeit gedauert, diese Klarheit wiederzuerlangen.
Mich noch einmal zu trauen, meine Meinung zu schreiben – auch wenn es ein wenig durcheinanderbringt.
Auch wenn es nicht gleich gefällt.

Heute bin ich derjenige, der schreibt.
Und dieses Mal gebe ich meinen Aufsatz woanders ab.

***

Ein Prozent weniger

Ich war acht, als wir einen Autounfall hatten.
Wir fuhren wie immer mit dem Auto in die Osterferien.
Ich verlasse die Stadt, um zu meinem Onkel und meinen Cousins aufs Land zu ziehen.
Etwa dreißig Kilometer von unserem Ziel entfernt – der Unfall.

Ich erinnere mich an alles.
Die Geräusche, die Wucht, das Chaos.

Ich verbrachte drei Monate im Krankenhaus.
Mein Körper ist gebrochen und wieder zusammengeflickt.
Ich kam gerade noch rechtzeitig zum Ende der Sommerferien nach Hause – gerade noch rechtzeitig, um das Schuljahr im neuen Dorf „direkt neben der Kirche“ zu beginnen.

Ich kam in der Schule an, als wäre nichts passiert.
Ich war da und das war, was zählte.

Das Jahr ging weiter.
Einige Monate später musste ich eine Woche aussetzen: eine lange geplante Operation und die Nachsorge.
Der Lehrer war informiert. Alles war in Ordnung.

Ich bin zurückgekommen.
Die Prüfungen zum Jahresende standen an.

Ich habe die Prüfungen abgelegt. Ich habe mein Bestes gegeben. Ich habe 84 % erreicht.
Der Lehrer reichte mir das Blatt. Er lächelte und beugte sich zu mir:
„Du warst eine Woche weg. Ich ziehe ein Prozent ab. Dann sind es 83."

Ein Prozent.
So gut wie nichts, würden manche sagen.

Aber ich wusste es.
Die 84 % entfielen auf den anderen Studenten.
Nicht für mich.

***

II- Fehlende Sprachen, machtlose Sprachen

- Sogar Buchstaben sind Masken
- Zusammenbruch der Kommunikation
- Zeuge
- Direkt neben der Kirche

Sogar Buchstaben sind Masken

Auch Jahre nach Abschluss meines Studiums und mit solider Berufserfahrung im Rücken
pflege ich meine Sprachkenntnisse noch immer.
Einige spreche ich fließend.
Andere versuche ich am Leben zu erhalten – sie nicht verrosten zu lassen.

Also melde ich mich für Workshops und Auffrischungskurse an.
Eines Tages beginne ich eine neue Sitzung.
Sie geben uns ein Formular zum Ausfüllen.
Das Übliche: Name, Nachname, gelernte Sprache.

Zwei Zeilen lassen mich erstarren:
„Was ist Ihre Hauptsprache?“
Und direkt darunter:
„Wie lautet das Alphabet Ihrer Muttersprache?“

Ich verstehe sofort:
Sie wollen nicht nur wissen, was ich spreche.
Sie wollen mich einordnen können.

Und tatsächlich läuft die Sortierung bei der Gruppenbildung folgendermaßen ab:
Diejenigen, deren Sprachen auf einer Seite das lateinische Alphabet verwenden.
Die anderen – Arabisch, Kyrillisch, andere Systeme – auf der anderen Seite.

Ich könnte mich ohne Frage der ersten Gruppe anschließen.
Die Sprache meiner Eltern wird mit lateinischen Buchstaben geschrieben.
Aber nicht genau die, die die Leute erwarten.
Es gibt Umlaute, Cedillen und Akzente, die im Französischen unbekannt sind.
Und selbst die bekannten Buchstaben werden nicht immer gleich ausgesprochen.

So verstehe ich:
Auch wenn alles vertraut aussieht, können die Leute sich in mir irren.
Selbst mit den gleichen Buchstaben sage ich nicht die gleichen Dinge.

Und vor allem:
Was sie hier „Alphabet“ nennen, ist nur ein Vorwand, um Körper und Stimmen zu sortieren – als ob ein geschriebenes Kostüm ausreichen würde, um einen menschlichen Weg zu begreifen.

Buchstaben sind Masken.
Wir glauben, dass das Schreiben alles sagt.
Aber das Alphabet erzählt nie die ganze Geschichte.

Ich fülle das Formular aus.
Ein bisschen ironisch, ein bisschen müde.
Ich weiß, dass selbst in der Welt der Sprache
Sie müssen immer noch übersetzen, was Sie sind.
Sogar dort, wo Sprachen uns zusammenbringen sollen.

***

Zusammenbruch der Kommunikation

Wir fuhren schnell.
Nicht zum Spaß. Weil wir mussten.
Ein Transitvisum für ein Land, das sich noch immer hinter dem Eisernen Vorhang befindet – es war ein Countdown.
Für die Überfahrt hatten wir sechs Stunden Zeit. Nicht mehr und nicht weniger.
Keine Umwege. Keine unnötigen Stopps.
Nicht einmal ein Picknick.

Im orangefarbenen VW war die Stimmung angespannt.
Wir haben sowohl auf die Uhr als auch auf die Straße geschaut.

Und plötzlich eine Gestalt mitten auf dem Asphalt.
Wir wurden besorgt langsamer.
Es war kein Kontrollpunkt. Es war eine Frau.
Sie winkte. Sie schien allein zu sein.

Am kleinen Straßenrand bat sie uns, ihr zu folgen.
Kein Wort, das wir verstanden. Nur Gesten.

Das Auto war da. Geparkt.
Jemand sagte:
– Was ist, wenn es eine Falle ist?
Aber wir sind gefolgt.

Es war eine Familie. Ein Paar, zwei Kinder.
Der Jüngste in den Armen des Vaters.

Der Älteste … liegt.
Auf dem Gras, in der Nähe eines Baches.
Bewusstlos. Vielleicht schlimmer.

Sie hatten es mit Wasser versucht. Mit Schatten. Nichts hat geholfen.

Wir haben versucht, es zu verstehen.
Wir sprachen Englisch, Französisch, ein bisschen Deutsch, ein bisschen Italienisch.
Es ist nichts durchgedrungen.
Sie sprachen eine Sprache, die wir nicht kannten.

Wir gestikulierten. Wir traten näher, traten zurück.
Wir sahen den Jungen an, der nicht aufwachen wollte.

Wir wussten nicht, wie wir anrufen sollten.
Wir konnten nicht helfen.
Wir konnten nicht einmal die richtigen Worte finden, um auszudrücken, dass es uns leid tut.

Sie kamen auch nicht aus diesem Land.
Auch sie waren auf der Durchreise.
Auch sie standen außerhalb der Sprache.

Also gingen wir.
Herzen in Stücken.

Mit diesem seltsamen Gedanken:
Bitte, lass uns von einem Soldaten aufhalten.
Er soll fragen, warum wir zu spät sind.
So können wir ihm wenigstens den Ort zeigen.

***

Zeuge

Angespannt. Fast bewegungslos.
Ihre Hände waren unter ihrem Mantel zu Fäusten geballt.

Sie hatten ihr gesagt, sie solle sagen, was sie gesehen habe.
Sie hat es versucht.
Die Worte kamen langsam und klammerten sich in einem langen Atemzug aneinander.
Ihre Sprache ließ keine Lücken – man musste sich alles anhören, sonst ergab nichts einen Sinn.

Sie wiederholte. Noch einmal.
Immer die gleichen Sätze.
Immer die gleichen drei Bilder:
ein Auto, ein schrilles Geräusch, eine Gestalt.

Nicht mehr. Nur das, in Dauerschleife.

Ich habe gewartet. Ich habe zugehört.
Dann fragte ich sanft, ob es noch etwas gäbe.
Sie sagte nein. Sie senkte den Blick.

Ich wandte mich an den Anwalt. Ich übersetzte:
– Sie sagt, sie habe gesehen, wie ein graues Auto gegen den Bordstein gefahren sei.
Dass ein Mann ausgestiegen ist.
Dass er schnell gegangen ist.
Und das ist alles, was sie sagen kann.

Er sah mich stirnrunzelnd an.
„Das ist alles?“ Aber sie redete eine ganze Weile …

Ich schwieg einen Moment.
Ich war jung. Ich habe an mir gezweifelt.
Und doch hatte ich jedem Wort zugehört.

Ich sagte ihm:
– Sie wiederholte dieselben Dinge mehrere Male.
Sie hat dem nichts mehr hinzuzufügen.

Er schrieb es auf, ohne zu antworten.

Ich sagte nichts mehr.
Aber etwas in mir verhärtete sich an diesem Tag:

Nur weil jemand viel spricht, heißt das nicht, dass er mehr sagt.
Und nur weil ich wenig sage, heißt das nicht, dass ich verraten habe, was gesagt wurde.

***

Direkt neben der Kirche

A Geschichte der Erinnerung und des Schweigens

Jedes Jahr gedenken wir des Endes des Zweiten Weltkrieges, legen Kränze nieder, läuten die Glocken.
Und dennoch hat es manche Stille nie gegeben.

Dies ist keine Kriegsgeschichte. Es ist eine Kindheitserinnerung.
Doch es fügt sich in eine Kontinuität der Erinnerung ein, in der die Narben der Vergangenheit auf andere Wunden treffen – leisere, tückischere: die der Ausgrenzung.

Wir hatten die Stadt verlassen, um uns in einem kleinen Dorf mit zwei- oder dreihundert Einwohnern niederzulassen.
Es gab eine Schule, eine einzige Klasse für alle Stufen, von der ersten bis zur sechsten Klasse.
Der Lehrer unterrichtete alleine eine Gruppe von etwa zwanzig Schülern.

Eines Tages war die ganze Klasse zu einer Geburtstagsfeier eingeladen.
Das Mädchen lebte am Rande des Dorfes, in einem von Wäldern umgebenen Haus in der Nähe eines Teiches.
Die Eltern hatten Fahrgemeinschaften organisiert. Es war sogar die Lehrerin, die uns hinfuhr, da mein Vater arbeiten war.
Ich erinnere mich an das Haus – geräumig – und unseren Ausflug zum Teich.
Alle waren da. Alles verlief ganz natürlich.

Ein paar Wochen später hatte meine ältere Schwester Geburtstag.
Dieses Mal haben wir die ganze Klasse eingeladen.

Wir hatten liebevoll zubereitete Snacks und einen schönen Tisch gedeckt.
Aber niemand kam.

Wir warteten stundenlang, ohne den Kuchen anzurühren.
Gegen Ende des Nachmittags tauchte ein junges Mädchen aus dem Dorf auf – sie besuchte die Schule nicht mehr und wir hatten sie nicht erwartet.
Sie erklärte beiläufig:
„Ich habe gehört, dass eine ausländische Familie ins Dorf gezogen ist, deshalb wollte ich sehen, wie Sie aussehen."

Es ging also nicht wirklich um den Geburtstag.
Es war hauptsächlich Neugier.
Aber zumindest ist sie gekommen.
Sie lächelte, teilte den Kuchen und verbrachte Zeit mit uns.
Sie war anwesend, wo alle anderen es lieber nicht getan hatten.

Unser Haus lag an einer der Hauptstraßen des Dorfes, direkt neben der Kirche –
oder besser gesagt, was davon übrig war.
Hinter unserem Garten lag ein leeres, mit Schutt bedecktes Grundstück.

Als Kinder haben wir dort gespielt.
Erst viel später erfuhren wir, dass es sich um die Ruinen der alten Kirche handelte, die während der Ardennenschlacht zerstört worden war.
Die neue Kirche, erbaut 1969, stand direkt gegenüber unserem Haus.
Jedes Fahrzeug, das das Dorf betrat, fuhr an uns vorbei, an den Trümmern, an dieser verschütteten Geschichte, die niemand benennen wollte.

Als Kind versteht man nicht alles – aber man hat Gefühle.
Die Blicke, das Schweigen, das Vermeiden.
Als an diesem Tag niemand kam, verstand ich noch etwas anderes:
Dass Einladungen nicht ausreichen, wenn man nicht dazugehören möchte.

Es war nur ein Geburtstag. Nur ein Dorf.
Für mich jedoch wurde es zum Symbol einer tieferen Stille.
Ein kollektives Schweigen, gewoben aus Hinterlassenschaften, denen wir uns nicht stellen wollen, Wunden, die wir leugnen, Unterschieden, die wir nicht wahrhaben wollen.

Und manchmal auch auf Annahmen.
Die Leute sahen uns an, als hänge die Geschichte an unserer Haut –
eine Geschichte, die uns aufgezwungen wird, ohne uns zu kennen, ohne auch nur zu versuchen, uns zu verstehen.

Es herrschte auch noch eine andere Stille: die Stille rund um den Besuch dieses Mannes aus meiner Familie.
Er hatte an der Seite belgischer Soldaten in Korea gekämpft.
Er hat uns in diesem Dorf, in diesem Haus nur einmal besucht.

Niemand stellte Fragen.
Ein paar neugierige Blicke vielleicht, aber keine Worte.
Als ob dieser Teil seiner Geschichte nicht existierte –
oder hatten hier keinen Platz.

Er verbrachte Stunden damit, im Garten zu sitzen, mit Blick auf das leere Grundstück,
wo einst die Kirche stand,
wo nur noch Trümmer übrig waren.

Es wurde nichts gesagt.
Keine Fragen.
Kein verweilender Blick.
Die Stille war vollkommen –
als ob dieser Teil seiner Geschichte keinen Bezug zu dem Ort hätte,
zu diesem Dorf.

Vielleicht hätten sich die Dorfbewohner nie vorstellen können, dass Menschen wie wir – ausländischer Herkunft – an der Seite ihrer eigenen Leute gekämpft hätten.
Dass wir auf derselben Seite standen und dasselbe Ziel verfolgten.
Und doch hat es nichts geändert.
Die Ablehnung war da, unberührt.

Wir waren dort, direkt neben der Kirche.

Zeugnisse, die als Teil eines Erinnerungs- und Wiedererkennung Prozesses weitergegeben werden.

***

III — Normen, Ressourcen, Übertragungen

- Die kleine Unterwäsche
- Die Stimme der Not
- Röntgen

Zwischenspiel : Bruder Jacques, Lingua Franca

Die kleine Unterwäsche

Es war immer eine Freude, wenn meine Nichten zu mir kamen und Zeit bei mir verbrachten.
Tante zu sein bedeutet, nur das Beste zu haben: die Spiele, das Lachen, die Snacks.
Keine Hausaufgaben, kein Streit. Einfach nur Spaß.

Eines Tages fragte mich einer von ihnen, ob ich Puppen hätte.
Sie selbst hatte viele davon – sie liebte sie.
Ich sagte ihr, nein, ich sei jetzt erwachsen und Erwachsene spielten nicht mehr mit Puppen.

Und dann … erinnerte ich mich.
Ich hatte eins behalten. Nur eins.
Eine Puppe, die längst vergessen in einem Schrank liegt.

Ich bin hingegangen, um es zu holen.
Es stammte aus dem Jahr 1972.
Eine Puppe, wie es sie heute nicht mehr gibt: groß, aufrecht, mit langen, sehr hellblonden Haaren – fast weiß.
Sie trug noch immer ihr Original Kleid: braun, kurz, mit weißem Peter-Pan-Kragen und einer Reihe kleiner aufgedruckter Blumen am Saum.
Sie sah aus wie die Kinder in den Modekatalogen der 1970er Jahre und erinnerte noch immer an die Sechziger: Minikleid und stilisierte Unschuld.

Neugierig hob meine Nichte sie hoch. Sie wollte sie anziehen. Sie hob das Kleid hoch.
Und plötzlich keuchte sie:

„Tante! Sie trägt keine Unterwäsche!“

Ich sah sie an. Ihr Gesicht war schockiert – fast empört.
Ich brach in Gelächter aus.

„Sie ist darunter völlig nackt!“, beharrte sie sehr ernst.

Und dann habe ich verstanden.
In ihrer Welt hatten alle Puppen integrierte Unterwäsche.
In meinem hat niemand auch nur daran gedacht.

Diese Puppe hatte vierzig friedliche Jahre in ihrem geblümten Kleid verbracht,
und niemand hatte ihr je ihre Freiheit vorgeworfen.

Aber an diesem Tag begegnete ihr eine neue Norm –
und sie wurde verurteilt.

***

Die Stimme der Not

Einige längere Reisen unternahmen wir mit einem Onkel.
Es waren unkomplizierte Überfahrten durch Länder, in denen alles zählte:
Kilometer, Stunden, Visa.
Grenzen wurden im Schritttempo passiert.
Manchmal reisten wir im Konvoi, eskortiert von bewaffneten Soldaten.

Jede Minute wurde gestoppt.
Das Visum auch.
Es gab keinen Platz zum Verweilen.

Eines Tages, mitten in einem dieser Länder, gingen uns die Lebensmittel aus.
Keine Geschäfte in Sicht.
Und niemand sprach Englisch – nicht einmal wir, oder zumindest kaum.
Die Landschaft zog vielversprechend an uns vorbei: seltene Dörfer, kalte Stille.

Dann sagte mein Onkel:
„Wir können nicht einfach hierbleiben. Ich werde mich umhören … und Vorräte besorgen."

Wir sahen ihn etwas besorgt an.
Er sprach kein Wort der Landessprache.
Und dennoch ging er.

Es dauerte eine Weile, bis er zurückkam.
Eine halbe Stunde. Vielleicht mehr.

Dann kam er mit frischem Brot, etwas Gemüse und einer Tasche voller Proviant zurück.
Und dazu noch völlig entspannt.

Überrascht fragten wir:
– Aber wie haben Sie das gemacht?

Er lächelte:
— Beim Spazieren bin ich an einem kleinen Markt vorbeigekommen.
Ich habe die Worte ausgesprochen. Die Namen der Speisen, laut.
Jemand hat mich verstanden und mir den Weg zu einer Bäckerei gezeigt.
Ich ging dorthin. Und da ich Ausländer war, boten sie mir Frühstück an.

Tee, warmes Brot, Marmelade.
Sie waren nett. Ich habe mir Zeit gelassen.

Das hätten wir nie gewagt.
Rufe auf der Straße:„Brot! Milch! Tomaten!“
Uns wurde nie beigebracht, so zu fragen.

Aber er vertraute.
Im Körper, in der Stimme, im Bedürfnis.

Und an diesem Tag, Das Bedürfnis sprach – und wurde gehört.

***

Röntgen

Im Deutschunterricht fiel uns ein Wort auf: *Röntgen*.
Wir lasen einen Dialog, der in einem Krankenhaus spielt. Und dieses Wort ergab keinen Sinn.
Bis der Lehrer erklärte, dass Röntgen der Name der Person ist, die die Röntgenstrahlen entdeckt hat.
Im Deutschen wird sein Name mit der Bedeutung „Röntgenstrahl“ verwendet.

Jahre später musste ich im Ausland geröntgt werden.
Ich wusste nicht, wie ich es in der Landessprache sagen sollte.
Ich gab mein Rezept ab und wartete.
Eine Krankenschwester rief: Mein Name + *Röntgen*.
Und plötzlich passte alles zusammen.
Ich habe verstanden. Keine Übersetzung erforderlich.
Die Erinnerung hatte die Verbindung hergestellt.
Und in diesem Zusammenhang eine Art Erleichterung.
Als ob das Benennen bereits eine Form der Heilung wäre.

***

Zwischenspiel – Bruder Jacques, Lingua Franca

Mein erster Job: Ich fungierte als Brücke zwischen Entwicklungsteams, die nicht dieselbe Sprache sprachen.
Einige arbeiteten auf Französisch, andere auf Englisch.
Das englischsprachige Team teilte sich mein Büro.
Nach einigen Tagen kam eine kleine Gruppe sichtlich verunsichert auf mich zu.
Sie hatten eine Bitte. Ich habe sie ermutigt, zu sprechen.

„Sie sprechen sehr gut Französisch, nicht wahr?“, fragte einer von ihnen.
— Ja, ich bin hier aufgewachsen. Ich habe Französisch studiert. Es ist meine Sprache.
— Wären Sie bereit zu singen?

Ich dachte, es wäre ein Witz. Aber nein.
— Da ist dieses Lied… Jak… irgendwas…
—*Bruder Jacques*?
„Ja! Genau! Es ist berühmt!“

Also habe ich es leise gesungen.
Bruder Jacques, schläfst du, schläfst du ...
Sie hörten mit kindlichem Lächeln zu.
Das Prestige der französischen Sprache.

***

IV - Vertrauen, Anerkennung, Zugehörigkeit

- Subtile Zeichen
- Einladung zur Zugehörigkeit
- Ich übersetze keine Lügen

Zwischenspiel: Labor Oder Tag – Nicht arbeiten

Subtile Zeichen

Das erste Mal war es telefonisch, bei meinem allerersten Job.
Ich war aufgrund meiner Sprachkenntnisse eingestellt worden, merkte jedoch schnell, dass sie mich größtenteils unterbezahlt hatten und meinen Anfänger-Enthusiasmus ausgenutzt hatten.
Eines Tages wurde mir ein Anruf aus Amerika weitergeleitet.
„Es ist der große Boss“, sagte mir die Sekretärin des Direktors. „Er spricht nur Englisch.“

Ich nahm den Anruf entgegen. Ich verstand kein Wort.
Der Mann sprach schnell und mit einem Akzent, den ich nicht kannte.
Ich blieb ruhig. Ich bat ihn höflich, es zwei- oder dreimal zu wiederholen.
Irgendwann habe ich es verstanden. Ich habe alles sorgfältig aufgeschrieben und die wichtigsten Informationen an meinen Direktor weitergegeben.

Ein paar Wochen später besuchte uns derselbe Chef.
Er kam in mein Büro und stellte sich vor.
Ich tat dasselbe und entschuldigte mich dafür, dass er sich an diesem Tag am Telefon wiederholen musste.

Er antwortete:
„Ich sollte mich entschuldigen. Ich spreche nur eine Sprache. Sie sprechen mehrere – und das ist bewundernswert.“

—

Das zweite Mal war ich in einer anderen Position, in der höheren Verwaltung.
Eine Kollegin erwartete ein Baby. Wir organisierten ein Gruppengeschenk.
Der Abteilungsleiter kam in mein Büro und bat mich, mich darum zu kümmern.
Mir gefiel so etwas nicht, aber ich stimmte zu.
Ich kaufte die Blumen, das Geschenk, bereitete die Karte vor, führte eine detaillierte Liste, bewahrte die Quittungen auf und gab das Wechselgeld zurück.

Ich kam mit allen Unterlagen ins Büro des Chefs zurück.
Sie sah mich an und sagte einfach:
„Das hättest du alles nicht tun müssen. Ich habe dich gefragt, weil ich wusste, dass es gut gemacht wird."

—

Beim dritten Mal war es leichter.
Immer noch im Büro, in einer Abteilung, in der die Kollegen oft unterwegs waren – Besprechungen, Missionen.
Eines Tages belauschte ich zufällig ein Gespräch zwischen zwei leitenden Angestellten.
Sie fragten sich, ob für alle Fälle jemand im Büro bleiben würde.
Einer listete einige Namen auf.
Der andere fügte hinzu: „Und hier?"

Und ich hörte, kurz bevor sich die Tür schloss:
„Soni ist hier."
Dann, als sie den Korridor entlang gingen:
„Dann ist alles in Ordnung. Der Ort ist in guten Händen."

Sie wussten nicht, dass ich sie hören konnte.
Und ich habe nichts gesagt.
Aber ich erinnere mich daran.

***

Eine Einladung zur Zugehörigkeit

„Es gibt Einladungen, die sagen nicht nur: Komm herein. Sie flüstern: Hier hast du einen Platz.“

Einen Monat lang hatte ich die Möglichkeit, hier auf Mediapart zu veröffentlichen.
Die Einladung, auf einer so angesehenen Plattform schreiben zu dürfen, war eine Ehre als auch eine bedeutsame Anerkennung.

Ich möchte Mediapart meinen tiefen Dank dafür aussprechen, dass sie mir diesen Raum zum Schreiben eröffnet haben.
Hier fand ich einen Ort des Zuhörens, des Nachdenkens und der gemeinsamen Erinnerung.

Das Schreiben hier ermöglichte es mir, Fragmente meiner Lebenserfahrung – stille Geschichten, persönliche Ansichten – niederzuschreiben, ohne ihre Existenz rechtfertigen zu müssen.

Vielen Dank für das Vertrauen. Vielen Dank für die Gastfreundschaft.

Dieser Monat geht zu Ende.
Aber die Worte reisen weiter.

***

Ich übersetze keine Lügen

Sie kam an diesem Tag müder als sonst nach Hause.
„Mama, er hat gelogen. Und er hat mich gebeten, seine Lüge zu übersetzen. So etwas mache ich nicht.“

Meine ältere Schwester hat nie ihre Stimme erhoben. Sie hat die Dinge einfach so gesagt, wie sie waren.
Sie half oft bei Übersetzungen – sie war talentiert, geduldig und vertrauenswürdig.
Die Leute kamen zu ihr, wenn der Papierkram zu kompliziert wurde,
als die Verwaltung ihr Französisch nicht verstand,
wenn ein Formular ausgefüllt oder ein Anwalt kontaktiert werden musste.
Immer kostenlos.

Sie hatte einer jungen Witwe geholfen.
Ihr Mann war auf dem Weg zur Arbeit bei einem Autounfall ums Leben gekommen.
Sie verstand kein Wort von dem, was die Leute von der Versicherung sagten.
Meine Schwester ist mehr als einmal mit ihr gegangen.
Sie tat alles, um der Frau Gehör zu verschaffen.
Am Ende erhielt die Witwe eine Entschädigung.
Für sie war es ein kleines Vermögen.

Die Nachbarn redeten.
Sie erkannten, dass sich ein Tod auf dem Weg zur Arbeit „gut lohnen“ könnte.
Es gingen Anfragen ein.
Natürlich weiterhin kostenlos.
Allerdings baten einige jetzt um mehr als nur Hilfe.

Sie wollten, dass die Geschichte angepasst wurde.
Um aus einer späten Rückkehr eine Geschäftsreise zu machen.
Zu behaupten, der Arbeitgeber sei schuld.

An diesem Tag verstand meine Schwester.
Sie wollten keine Hilfe mehr, sondern Verrat.
Und sie sagte nein.

—

Ich bin ihre jüngere Schwester.
Ich musste nicht lange überlegen.
Es war keine Lektion. Es war eine Aussage.
Unsichtbar, aber klar.

Jahre später arbeitete ich in einem Büro mit einem Team von Ingenieuren.
Die Hälfte aus Amerika, die Hälfte aus Europa.
Alle sprachen Englisch —
außer dem Direktor, der nur Französisch sprach.
Ich war die Brücke.

Eines Tages kam der Direktor zu mir.
Er fragte mich sanft:
um ihn darüber auf dem Laufenden zu halten, was die Ingenieure untereinander sagten.
Was sie vielleicht denken.
Nichts Dringendes, nur … um es zu wissen.

Ich war überrascht, aber meine Antwort kam sofort:
„Nein. Das mache ich nicht.“
Er lächelte ein wenig verlegen.
Vielleicht ein improvisierter Grund.

Ich sah ihn an.
„Das sollten Sie mich nicht fragen.“
Er sagte nichts und ging weg.

—

Die Leute denken oft, dass Dolmetscher oder jemand, der beide Seiten versteht, müssen nur Worte rüberbringen.
Aber manchmal sind diese Worte zu viel wert – oder nicht genug.
Und in diesen Momenten geht es nicht um Sprache.
Es geht um die Position, die Sie wählen.
Auf der rechten Seite des Satzes.
Oder auch nicht.

Ich habe gewählt.
So wie sie es tat.

***

Zwischenspiel: Tag der Arbeit – Nicht arbeiten

Diesmal war es das amerikanische Team. Der 1. Mai stand vor der Tür.
Ich sagte ganz selbstverständlich:
— Der 1. Mai geht nicht. Ich komme nicht.
„Oh, Sie haben sich einen Tag frei genommen?“, fragte einer von ihnen.
— Nein, es ist ein Feiertag. Freier Tag für alle.

Sie sahen sich etwas verwirrt an.
Dann sagte einer von ihnen halb im Ernst:
— Ist das nicht seltsam? Die Arbeit feiern … indem man nicht arbeitet.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.
Ich hatte noch nicht alles begriffen, was dieses Datum bedeuten könnte:
Sozialismus, Arbeitskämpfe … und ein Hauch von Kommunismus.

In ihren Augen schien der Feiertag subversiv.

Bei mir war es einfach ein Tag ohne Wecker.

***

V - Ausrutscher, Missverständnisse, Erfindungen

- Ein Buch in zwei Tagen übersetzen
- Das „Schaffest“
- Das Taschentelefon

Zwischenspiel: An diesem Tag legte ich Erdbeeren in die Schweißnähte

Ein Buch in zwei Tagen übersetzen

Sie kam mit einem Lächeln, einem Buch in der Hand und dem freundlichen Ton alter Wiedersehenstreffen an.
Wir hatten uns seit mindestens zehn Jahren nicht gesehen.

Wir unterhielten uns, erzählten uns von unserem Leben, unseren Umwegen und unseren kleinen Erfolgen.
Dann erzählte sie mir von diesem Buch, das sie vom Französischen ins Englische übersetzen wollte.
Das hat mich überrascht – normalerweise übersetzt man in seine Muttersprache.
Aber gut, jedem seine Methode.

— Können Sie mir helfen?

Ich war verblüfft. Dieses Wochenende war eigentlich zum Aufholen gedacht,
nicht für Fließband Übersetzungen.
Sie bemerkte mein Zögern und bestand darauf:

„Du bist daran gewöhnt. Du hast es gelernt. Du hast beide Sprachen gesprochen. Du hast dein ganzes Leben lang viele Sprachen gesprochen. Es wird dir leicht fallen."

Sie hatte keine Ahnung, wie viel Arbeit eine echte Übersetzung macht.
Lesen, verstehen, recherchieren, dokumentieren, strukturieren.
Es geht nicht nur darum, Wörter zu spiegeln.
Es geht darum, einen neuen Text zu schreiben, der dem anderen treu bleibt.

An diesem Tag wurde mir klar, dass Übersetzen für viele Menschen wie Abwaschen ist:
jeder glaubt, er wüsste, wie es geht.

***

Das „Schaffest“

Eines Tages hörte ich in den Nachrichten:
„Morgen ist Schaffest.“

Ich war verwirrt.
Ein Fest? Für ein Schaf?
Ich habe meine Schulerinnerungen, den Kalender, die allgemeine Geschichte durchsucht – nichts.
Ich begann, an meinem eigenen Allgemeinwissen zu zweifeln.

Als ich dann die Daten und Traditionen überprüfte, verstand ich es.
Es war Opferfest.
Ein tief verwurzelter religiöser Feiertag, den ich mein ganzes Leben lang kannte.
Umbenannt, vereinfacht – oder vielleicht missverstanden.

„Schaffest“…
Als stünde das Tier im Mittelpunkt.
Als ob das Ritual keine Bedeutung mehr hätte.
Sie hatten das Wort gelöscht*opfern*– zu gewichtig, vielleicht zu religiös.
Habe die Schafe behalten.
Für das Mainstream-Publikum leichter verdaulich.

Diese Abkürzung hat mich schockiert.
Nicht wegen der Religion,
sondern weil es etwas anderes offenbarte:

Was eine Gesellschaft zu benennen beschließt – oder auch nicht.
Und wie durch Kürzen der Wörter
Am Ende entziehen wir den Ritualen ihre Bedeutung.

***

Das Taschentelefon

GSM, Handy, Mobiltelefon…
Drei Wörter für dasselbe Objekt.
Und in anderen Sprachen sagt man: Taschentelefon.
Wunderschön, nicht wahr?
Ein Telefon, das in Ihre Tasche passt.
Das bleibt bei dir.
Das liegt in Ihrer Hand, wie ein Geheimnis.

Jedes Wort erzählt die Geschichte einer Ära.
GSM – die Technologie, das Netzwerk.
Handy – die Funktion.
Mobil – die Bewegung.
Und Tasche – die Intimität.

Es geht nicht nur um Sprache.
Es ist ein kultureller Spiegel.
Eine Möglichkeit auszudrücken, was dieses Objekt für uns geworden ist.
Ein Werkzeug, eine Verbindung, manchmal ein Zufluchtsort.
Und hinter jedem Wort eine kleine Übersetzung der Welt.

***

Zwischenspiel: An diesem Tag legte ich Erdbeeren in die Schweißnähte

Ich habe technische Datenblätter zum Schweißverfahren übersetzt.
Prozess Blätter voller unbekannter Begriffe, die ich im Handumdrehen gelernt habe.
Eines Tages stieß ich auf ein französisches Wort:*Mahlen*— Fräsen.
Es war ein grauer Tag. Ich hatte eine Idee.

Auf Englisch schrieb ich Erdbeere.
Nur um zu sehen.
Einfach nur zum Atmen.
Nur ein kleiner Scherz inmitten all des Metalls.

Ein paar Tage später kamen einige Ingenieure mit dem Dokument in der Hand vorbei und sahen etwas verwirrt aus.
Sie sprachen kein Französisch. Und sie steckten fest:
—*Erdbeere? Erdbeere?*Was hat Schweißen damit zu tun?

Ich habe alles erklärt: das französische Wort, das Wortspiel, das Augenzwinkern.
Sie seufzten. Dann lachten sie – allerdings ein wenig unbehaglich.

An diesem Tag wurde mir klar: Humor überlebt das Schweißen nicht immer.
Seitdem übersetze ich ernsthaft.
Auch wenn es mich juckt, etwas hineinzustecken.

***

VI – Was wir sehen, ohne gesehen zu werden

- Die heiße Kartoffel
- Weniger als die anderen
- Nicht diese Art von Ehrgeiz

Die heiße Kartoffel

Es war ein vorübergehender Auftrag. Ein Übergangsvertrag, wie man so sagt.
Ich dachte, ich wäre da, um zu helfen – nur um eine Arbeitsspitze zu bewältigen.
Aber sie hatten offensichtlich andere Pläne.

In der zweiten Woche landeten die schwierigsten Akten auf meinem Schreibtisch.
„Historische“ Akten, wie sie sie nannten, die, die niemand mehr anfassen wollte.
Ich habe sie genommen. Ich habe gearbeitet. Ich habe sie entwirrt, ich habe sie sortiert, ich habe geantwortet.
Und sie? Sie blieben ihrer Routine treu.
Chillen. Unbekümmert.

Eines Tages taucht in einer Besprechung ein wiederkehrendes Problem auf. Es bereitet echte Kopfschmerzen.
Wer kümmert sich darum? Wer hat Zeit?
Einer der Manager sagt beiläufig:
– Also … Soni wird es tun.

Ich drehe mich um. Ich verstehe nicht.
Ich bin der Aushilfe. Ich habe weder den Rang noch die Sichtbarkeit.
Es gibt auch noch andere hier. Dauerhaftere. Höherrangige.

Er besteht lächelnd darauf:
– Wir geben ihr einfach die heiße Kartoffel.
Dann, als wäre es selbstverständlich, fast gleichgültig:
– Dafür ist sie doch hier, oder?

Und dann verstehe ich es.
Ich war nicht da, um zu helfen.
Ich war dort, um es aufzunehmen.
Ich war zur unsichtbaren Lösung für all ihre Probleme geworden.

An diesem Tag sagte ich nichts.
Aber etwas in mir erstarrte.
Das war kein Versehen, sondern ein organisierter Absturz.
Wenn der Status einige schützt,
es liegt oft daran, dass andere, ohne Status,
Tragen Sie die Last schweigend.

***

Weniger als die anderen

Es war ein bekanntes Unternehmen.
Ein unterschriebener Vertrag, kein Ersatz.
Ich habe mit Rechtsexperten zusammengearbeitet – scharfsinnigen, gut ausgebildeten und teilweise sehr selbstbewussten Experten.
Ich war kein Rechtsexperte. Aber ich wusste, was ich wusste.

Eines Tages kam das Gespräch auf Literatur.
Ein Name fiel: Georges Simenon.
Ich erwähnte, ohne darauf zu bestehen:
— Simenon ist ein belgischer Autor. Wie ich.
Sie sahen mich leicht überrascht an.
Dann hat mich jemand korrigiert:
— Nein. Simenon ist Franzose.
Ich habe klargestellt:
— Er wurde in Lüttich geboren. Er ist Belgier. Das ist eine Tatsache.

Aber es war sinnlos.
Sie bestanden darauf. Es waren mehrere.
Anwälte. Sie wussten es also.
Ich? Ich war kein Anwalt.
Ich konnte es also unmöglich wissen.

Sie hatten entschieden, dass meine Worte nicht zählten.
Nicht einmal bei etwas, das ich wusste.
Nicht einmal über meine eigene Kultur.

Ich habe sie nicht überzeugt.
Sie waren zu zahlreich. Sie waren sich zu sicher. Sie waren sich ihres Status zu sehr bewusst.

An diesem Tag verstand ich, dass es nicht ausreicht, die Wahrheit zu sagen.
Sie brauchen auch das richtige Podest, von dem aus Sie es sagen können.
Und vor allem:
klingen Sie nie, als würden Sie diesen widersprechen
geboren, um immer Recht zu haben.

***

Nicht diese Art von Ehrgeiz

Sie war nicht die Chefin, aber sie benahm sich, als wäre sie es.
Ein Assistent, der schon immer da war.
Sie hatte ihre Routinen, ihre Akten, ihre stille Autorität – alles im Laufe der Zeit aufgebaut.
Und vielleicht auch von der Leere um sie herum.

Als ich ankam, spürte sie etwas.
Mir ging es um nichts. Ich habe nur meinen Job gemacht.
Aber ich war nicht nachgiebig. Nicht eingeschüchtert.
Und ich hatte mehr Erfahrung als sie.
Mein Französisch war besser und ich verfügte über eine natürliche Autonomie.
Sie konnte mich nicht wie einen Praktikanten behandeln.
Und das machte sie nervös.

Sie wurde kurz angebunden. Sie wich aus. Sie drängte sich auf.
Aber nie direkt. Sie wusste, dass das nicht funktionieren würde.

Der Teamleiter hat alles gesehen – aber nichts gesagt.
Eines Tages warf er schließlich mit einem vagen Lächeln einen Satz ein:
„Du bist nicht der Typ für Intrigen. Obwohl du aus einem Land kommst, in dem Palastintrigen üblich sind …“

Ich sah auf. Sagte nichts.

Später fügte er hinzu, als ob er mich in- und auswendig kennen würde:
„Sie haben keinen Ehrgeiz, oder?“
Ich fragte, was ihn dazu veranlasst habe, das zu sagen.

Er sah mir direkt in die Augen:
„Du schläfst nicht mit jedem. Wenn du das tätest, wüssten wir es.“

—

Für ihn war das Ehrgeiz.
Kein Können. Keine Beständigkeit. Keine Präzision.
Seiner Ansicht nach war der wahre Wert eine Transaktion.

Ich war für einen Moment sprachlos.
Nicht aus Scham. Aus Klarheit.

Was er sagte, bezog sich nicht auf mich.
Es ging um sie.
Ihre Art, Wert zu messen.
Ihre Art, einzuordnen, zu vermuten und Annahmen zu treffen.
Ihre Angst vor denen, die sie nicht formen können.

Ich war nur zum Arbeiten gekommen.
Aber das hatten sie nicht erwartet.

***

« Trouver le mot juste, c’est retrouver l’équilibre du monde. »
— Madeleine Gagnon

Sprachen, die wir teilen

I - Zu früh dorthin gebracht worden	3
II - Fehlende Sprachen, machtlose Sprachen	12
III - Normen, Ressourcen, Übertragungen	23
IV - Vertrauen, Anerkennung, Zugehörigkeit	30
V - Ausrutscher, Missverständnisse, Erfindungen	38
VI - Was wir sehen, ohne gesehen zu werden	43

Über die Übersetzungen

Diese mehrsprachige Sammlung wurde von Soni Foto konzipiert, um universelle menschliche Erfahrungen zu vermitteln: Sprache, Kommunikation und Identität.
Die Übersetzungen wurden vom Autor mithilfe zugänglicher Tools erstellt, teilweise ohne Kenntnisse der Zielsprache. Einige Versionen wurden nicht umfassend lektoriert oder angepasst.
Das Hauptziel ist es, diese Texte möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen, ohne sich auf die Form zu konzentrieren oder nach Perfektion zu streben. Der Ansatz ist kostenlos, unabhängig und nicht kommerziell.

Hinweis für die Leser

Über einige frühere Veröffentlichungen: Fünf der Texte dieser Sammlung wurden erstmals im Juni 2025 auf einem persönlichen Blog von Mediapart veröffentlicht. Sie werden aus Gründen der Kontinuität und Verbreitung erneut veröffentlicht.

Einige Texte erinnern an die Welt vor Internet und Mobiltelefonen. Sie urteilen nicht. Sie erzählen von Momenten der Hilflosigkeit, wie sie erlebt wurden.

„Sprachen, die wir teilen“

Text und Layout: Soni Foto

Erste digitale Ausgabe – ohne ISBN. Diese Sammlung wird kostenlos verteilt.

Alle Rechte vorbehalten.

Bei jeder Wiederverwendung muss die Integrität des Textes gewahrt und der Autor genannt werden.

Lizenziert unter einer Creative Commons Attribution -

Noderivatives 4.0 International (CC BY-ND 4.0) Lizenz

So zeigen Sie eine Kopie dieser Lizenz an:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.fr

Kontakt: sonifotocom@gmail.com

Soni Foto, 2025